



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

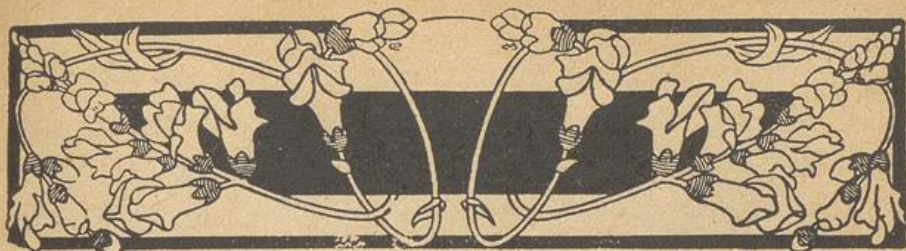
Der Geigenmacher von Mittenwald

Denk, Victor Martin Otto

Regensburg, 1917

Viertes Kapitel. Die Statue

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99631](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99631)



Viertes Kapitel.

Die Statue.

Nicht lange nach diesem Vorfall geschah es, daß Meister Amati eines Morgens zu ungewöhnlich früher Stunde sich in die Werkstätte begab, wo er ungestört arbeiten wollte, ehe die Gesellen und Lehrlinge erschienen. Eben hatte er sich an seinem Plaze niedergelassen, als sein Blick zufällig auf ein zusammengefaltetes Stück Papier traf, das in seiner Nähe auf dem Boden lag. Amati, der auf strenge Ordnung hielt und es nicht leiden konnte, wenn die Werkstätte nicht sauber gehalten wurde, stand auf und bückte sich nach dem Papier.

„Leichtsinnige Schlingel,“ brummte er, „wollen sich nichts merken.“

Dabei zog er das Papier auseinander, und nun zeigten sich ihm einige mit Tinte geschriebene Zeilen. Kopfschüttelnd las er:

„Heute abend beim Karmelitenkloster. Nimm einen Stock mit. Wir werden zu dritt sein.“

„Das ist die Schrift Francescos,“ sagte Amati.

„Was führt der im Sinn? Dieser Bursche macht mir doch immer Verdruß. Es hilft nichts, ich werde ihn noch fortjagen müssen.“

Der Meister steckte das Papier in seine Tasche und nahm hierauf seinen Platz wieder ein. Er hatte noch nicht lange gearbeitet, als plötzlich die Türe aufging und Francesco hereintrat. Beim Anblick des Meisters wechselte er jäh die Farbe und wurde verlegen.

„Guten Morgen, Meister,“ sagte er.

„Guten Morgen. Was suchst du schon hier? Es ist deine Gewohnheit sonst nicht, so früh zur Arbeit zu kommen. Wohl aber hab' ich dich wegen verspäteten Erscheinens schon oft tadeln müssen.“

Dabei blickte Amati den Lehrling forschend an. Francesco sah verwirrt zu Boden, eine auffallende Unruhe zeigte sich in seinem Gesicht.

„Nun, was suchst du hier?“ fragte der Meister neuerdings, aber in einem viel strengeren Ton.

„Ich — — ich wollte an die Arbeit gehen —“ stotterte Francesco.

„An die Arbeit? . . . Zu so früher Stunde? Das bin ich bei dir ja gar nicht gewohnt,“ antwortete Amati, indem er von seinem Sitze aufstand . . . „Höre, ich will dir sagen, was du hier suchst. Du hast etwas verloren, vielleicht einen Zettel . . . wie? . . . und den wolltest du vor Beginn der Arbeitszeit suchen.“

Bei diesen Worten zog der Meister das gefundene Stück Papier aus der Tasche und hielt es dem Jungen vor die Augen.

„Wer hat dies geschrieben?“ fuhr er ihn an.

Francesco wurde freidebleich; er sah ein, daß ihm

eine Lüge nichts nütze, und so gestand er denn mit einer wahren Armensündermiene:

„Ich, Meister.“

„So . . . Und wozu? . . . Was führtest du im Schild . . . Wem galt der Stecken, von dem da die Rede ist? . . . Und wer sind deine Helfer?“

„Wir wollten uns bloß einen Spaß machen und . . . und Matthias ein wenig schrecken, ich und Guarneri und . . .“

„Einen Spaß?“ schrie Amati, den der Zorn überwand. „Hier hast du einen Spaß.“ Und mit weit ausholender Hand versetzte er Francesco eine klatschende Ohrfeige, daß dieser einige Schritte zurücktaumelte. „Ihr Hallunken! . . . Ich weiß, was ihr im Sinne hattet . . . Eine Teufelei steckt euch im Kopf, eine Niederträchtigkeit . . . Ihr wolltet Matthias auf seinem Weg zu Vater Pietro auflauern und ihn überfallen . . . Auf der Stelle wirst du alles gestehen, Francesco, oder du packst dein Bündel und gehst mir aus den Augen!“

Da fing Francesco zu weinen an und unter Tränen gestand er, daß er beabsichtigt habe, den Klob ein wenig zu hauen, aber nur ein wenig, man wollte ihm auch gar nicht weh tun.

„So, nur ein wenig,“ wiederholte Amati. „Ich sage dir heut' zum letztenmal, wenn du, oder die andern, auch nur einen Finger gegen Matthias erhebst, dann werf' ich euch alle mitsammen aus meinem Haus. Hast du mich verstanden?“

Francesco nickte stumm und rieb sich die schmerzende Wange.

„Gut. Setzt gehe an die Arbeit,“ befahl Amati.

Bald hernach erschienen auch die übrigen Lehrlinge und die Gesellen in der Werkstätte und nun erneuerte der Meister in eindringlichen Worten seine Warnung; wer es wage, dem Matthias ein Leid zuzufügen, der müsse sich die Folgen selbst zuschreiben.

Seit diesem Vorfalle hatte der junge Klotz Ruhe vor seinen Quälern.

Es verging die Zeit, Jahr um Jahr verfloß und eines Tages entdeckte Matthias, daß er seinen achtzehnten Geburtstag feiern könne. Er war mittlerweile vom Lehrling zum Gesellen aufgerückt und hatte sich in der Kunst des Geigenbaues so ausgebildet, daß er wohl hätte daran denken dürfen, sich selbst als Meister irgendwo niederzulassen. Aber er hing mit solcher Liebe an Amati, daß er sich nicht entschließen konnte, sich von ihm und dem schönen Cremona zu trennen.

In dieser Stadt lebte damals im Karmelitenkloster ein gar kunstsinziger Mönch, Pater Pietro. Der war ein leidenschaftlicher Musikus, meisterte die Geige vortrefflich und besaß auch auf der Gamba oder Kniegeige eine ziemliche Fertigkeit. Und wie die edle Musik pflegte er auch die Kunst der Bildschnitzerei. Manches schöne Heiligenbild in der Kirche seines Klosters sprach von der Künstlerhand des einfachen, bescheidenen Mönches.

Mit diesem Pater Pietro war Klotz bekannt geworden. Der Pater war nicht mehr jung, sein Kopfhaar hatte sich bereits grau gefärbt. Aber sein Herz war jung geblieben, und so kam es, daß er den begabten deutschen Süngling lieb gewonnen hatte. Aus eigenem

Antriebe wurde er dessen Lehrer im Geigenspiele und in der Kunst der Bildschnitzerei, und da Matthias für beide Künste Talent besaß, so machte er zur Freude des Paters große Fortschritte.

„Dieser Deutsche hat ein erstaunliches Schnitzgeschick,“ sagte der Mönch einst zu Meister Amati, der sich bei ihm nach den Leistungen Klotzens erkundigte. „Dem kann ich fast nichts mehr zeigen, was er selber nicht ebenso gut zustand brächte.“

„Ja, er ist ein gescheiter Kopf,“ äußerte Amati, „und ein braver Mensch. Ich habe ihn so lieb, als wär' er mein eigener Sohn.“

Schon seit geraumer Zeit trug sich Matthias mit der Absicht, Meister Amati mit einem Werke seines Schnitzmessers zu erfreuen. Auf Anraten Pater Pietros entschloß er sich, eine Statue der heiligen Cäcilia zu verfertigen. Viele Wochen hatte Klotz bereits auf die Ausführung verwendet. Aber niemand bekam die Statue zu Gesicht, mit Ausnahme des Paters, der sie von Zeit zu Zeit besah, dies und jenes zur Verbesserung empfahl und überhaupt das regste Interesse für die Arbeit bekundete.

Endlich war das Werk vollendet. Mit klopfendem Herzen dachte der junge Künstler daran, wie wohl Meister Amati das Geschenk aufnehmen werde, das ihm morgen überreicht werden sollte.

Da geschah es, daß Klotz einen Tag vorher von einem Freunde, namens Carlo Detro, besucht wurde. Als dieser das Bild der heiligen Cäcilia erblickte, geriet er in Erstaunen, denn er war Bildhauer und konnte das Gebilde wohl beurteilen.

„Woher hast du dieses Meisterstück?“ fragte er den deutschen Freund.

Kloß lächelte geheimnisvoll, dann gestand er auf wiederholtes Befragen:

„Ich selbst habe die Statue gemacht.“

„Du?“ rief der andere, und sein Erstaunen wuchs, „das machst du mir nicht weiß — du bist ja ein Geigenbauer, aber kein Bildschnitzer. Nein, du scherzest, und ich glaube dir nicht.“

„So frage Vater Pietro, der ist mein Lehrer im Bildschnitzen.“

Detro aber schüttelte noch immer ungläubig den Kopf. Mehrmals ging er mit streng musterndem Blick um das Bild herum, in der offenkundigen Absicht, irgendwo einen Fehler zu finden, aber er entdeckte keinen. Das Bild war tadellos.

„Das mußt du Guarneri und den andern zeigen,“ meinte er endlich, nachdem er die Statue genug betrachtet hatte.

„Ich möchte es weder Guarneri noch sonst jemand sehen lassen, ehe es nicht Amati selbst gesehen hat,“ versetzte Kloß. „Sie würden auch kein Interesse daran haben, meine ich.“

Detro widersprach und forderte Matthias neuerdings auf, den Freunden das Kunstwerk zu weisen.

Eine Stunde später, nachdem sich Detro entfernt hatte, klopfte es an der Türe der Stube, wo Kloß wohnte, und Guarneri, Straduari, sowie Muraldi traten herein.

„Du bist ein aufrichtiger Freund,“ begann Guarneri alsbald in tadelndem Tone. „Hast ja ein so hübsches

Bild gemacht und willst es uns nicht einmal sehen lassen. Das ist nicht schön von dir."

Matthias entschuldigte sich damit, daß er geglaubt habe, sie würden wohl wenig oder keinen Anteil an seinem Werke zeigen, das ja zudem nur der Erstling seines noch unbeholfenen Schnitzmessers sei. Bei diesen Worten schlug er einen Vorhang an der Wand zurück und da stand das Bild.

Ein langgedehntes „Ah!" kam aus dem Munde Straduaris. Die beiden andern waren zuerst sprachlos, erst nach und nach vermochten sie für ihr Staunen Worte zu finden. Aber es fehlte diesen die Wärme, es waren Äußerungen des Anstandes und der Höflichkeit und kamen aus einer neidischen Seele.

„Und das willst du Amati schenken?" sagte Francesco lauernd. „Da bist du doch ein rechter Tor. So ein Bild! Nein, ich würde es lieber zu Geld machen, irgend ein reicher Patron wird es dir gern abkaufen und schwer bezahlen."

„Nein," versetzte Matthias, „daran habe ich niemals gedacht. Das Bild ist auch bei weitem nicht so viel wert, als ihr meint. Ich bin schon froh, wenn es der Meister nur annimmt."

„Das tät' ich nicht an deiner Stelle," bemerkte jetzt auch Guarneri. „Ich würde es verkaufen; es bringt dir ein schönes Stück Geld ein."

Aber davon wollte Klotz nichts hören.

„Hört," redete Francesco zu seinen Begleitern, nachdem sie sich wieder auf der Straße befanden, „Klotz wird uns geradezu gefährlich. Der Meister schätzt ihn ohnedies schon mehr als uns, und wenn

er nun auch noch mit diesem Bilde kommt, dann werden wir gar nichts mehr gelten. Es hat mich neulich schon so fürchterlich geärgert, als Amati diesem deutschen Klotz — ha, ha, ha! — den Bau einer Geige für den Kapellmeister des Papstes übertrug."

"Ja, das war eine niederträchtige Zurücksetzung," äußerte jetzt auch Guarneri. "Ihr wißt, ich bin nie so ganz auf eurer Seite gestanden, wenn es gegen den Deutschen ging — jetzt aber könnt ihr mich ganz haben. O, ich hasse ihn vielleicht noch mehr als ihr."

"Mit dem Haß allein ist uns nichts gedient," fiel Francesco begierig ein. "Wir müssen trachten, diesen Nebenbuhler für immer zu beseitigen, meinetwegen mit Gewalt. Ich bin zum Äußersten bereit. Du auch, Andrea?"

"Sogleich, wenn es sein muß."

"Und du, Antonio?"

"Ich auch."

"Nun, das ist gut," lobte Francesco. "Wenn wir fest zusammenhalten, dann werden wir den Deutschen leicht und bald los, sei es auf diesem oder auf jenem Weg."

Die Umstände begünstigten die Absichten der Verschworenen.

Klotz pflegte des Abends gern außerhalb der Stadt zu lustwandeln. Namentlich war es eine Marienkapelle, von der sein frommes Gemüt angezogen wurde. Sie lag eine Viertelstunde außer der Stadt auf einem mit Gebüsch und Bäumen bewachsenen Hügel, an dessen Fuß der Po seine Wasser vorüberwälzte.

Auch heute wieder besuchte der Jüngling die traute Stätte. Nirgendß konnte er so innig beten, nirgendß fühlte er sich so ungestört im Verkehre mit dem Himmel und der himmlischen Königin, die er mit echtdeutscher Innigkeit verehrte.

Lange betete Matthias; er betete für seine teuren Eltern in der Heimat, für seinen geliebten Meister in Absam, den noch immer die Nacht des Wahnsinns umfangen hielt, er gedachte auch seines Lehrers Amati und flehte den Segen des Himmels auf ihn herab.

Endlich erhob er sich. Als er die Kapelle verließ, lag bereits der Dämmerungsschleier auf der Landschaft. Am tiefblauen Himmel hing wie ein Blutbecken die rote Mondkugel, am fernen Horizont dehnten sich hinter flimmerndem, blaulichem Dunstgewebe die Nordalpen. Feierlich rauschten die Wogen des Po, und in den Zypressen sang eine Nachtigall ihre zauberischen Weisen.

Matthias lauschte eine Weile dem Rauschen des Stromes, dem Gesange des Vogels und dem Getändel des Windes in den Sträuchern. Langsam wandte er dann den Schritt nach der Stadt zurück.

Er hatte vielleicht die Hälfte des Weges durchgemessen, als ihn ein kleiner Pinienwald aufnahm. Auf einmal sprangen drei verummte Kerle hinter den Bäumen hervor und drangen stumm auf ihn mit blanken Degen ein. Aber Matthias hatte ein furchtloses Herz. Rasch griff er an seinen Degen, den er nach damaliger Sitte zu tragen pflegte und, des Fechtens wohl kundig, wehrte er mit Kraft und Geschick die tödlichen Schläge ab. Er merkte bald, daß

er es mit Leuten zu tun hatte, die in Wirklichkeit feige Seelen waren. Er verwundete zwei von ihnen, so daß sie sich kampfunfähig zurückziehen mußten. Der dritte floh ohne weiteren Widerstand. Auf der Flucht aber drehte er sich um und feuerte eine Pistole auf Klop ab. Die Kugel durchlöcherte jedoch nur den Hut. Dies und eine leichte Ritz an der Hand waren die einzigen Beschädigungen, die Matthias erlitt.

Ohne von irgendwem weiter behelligt worden zu sein, erreichte er die Stadt und seine Behausung, aus frommem Herzen Gott dankend, der ihn beschützt hatte.

Lebhaft beschäftigte ihn der Gedanke, wer wohl jene Angreifer gewesen sein mochten. Da fiel sein Verdacht auf seine Mitgesellen. Aber sogleich drängte er diesen Gedanken wieder zurück, denn er konnte nicht glauben, daß sich dieselben zu einer so schändlichen That hätten hinreißen lassen, zumal ihnen ja jede Ursache dazu gefehlt hatte, wie der gute Matthias glaubte.

